

Vorbemerkung des Herausgebers

Vorfassungen von Websites wie dieser wurden von Neonazis schlicht und einfach geklaut und auf deren Homepage wiedergegeben. Sogar mein Name wird da als Herausgeber genannt, wenn auch fälschlicherweise mit einem Professoren-Titel garniert. Es versteht sich, dass ich vieles dagegen habe, dass der von mir edierte Text auf einer Neonazi-Homepage erscheint.

Als Vertreter der Open-Access-Bewegung habe ich andererseits nichts dagegen, wenn meine Publikationen weiterverwendet werden. Ich knüpfe daran nur die Bedingung, dass Quelle, Autor, Herausgeber und - sofern nicht ausdrücklich abweichend angegeben - darauf verwiesen wird, dass die Urheberrechte bei der >Gesellschaft für interdisziplinäre Forschung Tübingen e.V.< liegen.

Ich habe es bisher nicht für möglich gehalten, dass auf solche Texte wie den hier präsentierten überhaupt irgendwo positiv Bezug genommen werden könnte. Wie blöd muss man eigentlich sein, um noch heute einen derartigen Text unkritisch zu rezipieren?

Tübingen, im Dez 2010

Gerd Simon

Otto Paul

Mittwinter

Allerlei um den Lichterbaum

(Oktober 1939) ¹

Einleitung des Herausgebers

Erstfassung vor Juni 1999

Zur Person Otto Pauls kann ich hier einfach verweisen auf die Website <http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/ChrPaulO.pdf>. Zum Thema s. J. Otto PLASSMANN: Julnacht – Weihenacht. FM-Zeitschrift" 3, 12, 1.12.36 <http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/PlassmannJul.pdf> sowie Otto HUTH: Der Lichterbaum. Berlin 1938. Beide Schriften dieser Mitstreiter im SS-Ahnenerbe dürfte Paul gekannt haben.

Tübingen, im August 2006

Gerd Simon²

¹Nach einem handschriftlichen Eintrag auf der Titelseite des Manuskripts, der von WÜST signiert und datiert ist ("Gesehen! Einverstanden 30.10.39 WW") dürfte der Text kurz vor dem 30.10.39 fertiggestellt worden sein. Er war als Nr. 5 der „Merklblätter“, die später „Sei deutsch!“ genannt werden, vorgesehen (PAUL an WÜST, 9.11.39 – BA BDC PA. Paul), ist aber nie erschienen. Zur Geschichte des Weihnachtsfests im 3. Reich s. Foitzik, Doris: Rote Sterne, braune Runen. Politische Weihnachten zwischen 1870 und 1970. Münster 1997 – Zu Paul vgl. a. <http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/PaulOarisch.pdf> [in Kürze]

² Für Hinweise und technische Umsetzung zu danken habe ich v.a. Ulrich Schermaul.

Weihnachten

Es ist der 21. Dezember.

Jetzt beginnt die wunderbare, geheimnisvolle Zeit. In drei Tagen sehen die Kinder ihre stillen¹ und offenen Wünsche erfüllt, und die Väter, die Mütter denken an ihre eigene Kindheit. Sie haben gleichfalls einst mit Spannung den Abend erwartet, an dem die lieben Eltern versuchten, ihnen jede Freude zu bereiten, ihnen Gaben um einen strahlenden Lichterbaum legten und selbst in den leuchtenden Augen ihrer Kleinen ihr Glück fanden. Denn jenen kam ja auch in den Sinn, dass sie einst Kinder waren, von treuen Eltern beschützt und geliebt.

Und so setzt sich die Reihe fort in ferne vergangene Zeiten.

Kein anderes Fest verbindet uns so eng mit unseren ältesten Ahnen. Wer nicht ganz einem grob-materialistischen Denken verfallen ist, der fühlt gerade um die Weihnachtszeit den Zusammenhang, in dem er mit Vergangenheit und Zukunft steht, und findet trotz allem Hasten und Treiben der Gegenwart das ruhige Stündchen zum Nachdenken. Daraus entspringt das friedliche Erkennen, ein Glied in einer unendlich langen Kette zu sein: Wir stehn nicht allein, und dieses Bewußtsein erst gibt die rechte Festesfreude.

Nicht immer ist uns das so deutlich, aber wenn man² sich den Sinn aller Einzelheiten, die einem³ in dieser Zeit begegnen, klarmachen wollen, die Sonnwendbräuche, den Lichterbaum, die Sagen des Weihnachtsabends, die Mythen um die Rauhnächte, das Treiben in der Neujahrsnacht und am Dreikönigstag betrachten, so kommen wir immer auf den gleichen Gedanken, so beschleicht uns das gleiche Gefühl. Wir meinen, es sei lebendiger in uns gewesen, als wir Kinder waren, und deshalb suchen wir es zu wecken, indem wir vor dem geistigen Auge die Kindheit erstehen lassen. Aber das ist kein müßiges Spiel. Es ist uns bitter notwendig und gehört eng zu unserem Dasein: Wir erleben damit in unserem Innersten einen Teil der Welt unserer Vorväter. Was vom Geiste unserer Ahnen noch in uns dauert, in Festzeiten macht es sich [!] fühlbar und besonders zu den [!] Weihnachten.

Zu Weihnachten sagt man, und weiss eigentlich kaum noch, was man damit ausspricht. Wir wollen uns das Wort einmal richtig ansehen. Es klingt altertümlich; denn heute redet ja eigent-

¹ stillen < heimlichen, *hsl. über der Zeile; Paul*

² wenn man < wir uns, *hsl. über der Zeile; Paul*

³ einem < uns, *hsl. über der Zeile; Paul*

lich kein Mensch mehr so. Richtig heisst es in den Nächten, vor den Nächten usw. Und nun gar: Was heisst weih? Wir kennen das Weihwasser, den Weihwedel, den Weihrauch, lauter Dinge, die zum kirchlichen Kultus gehören und die nach frommem Glauben dazu dienen, den Menschen heilig zu machen, zu "weihen". Früher wurde auch die Hostie als Weihbrot bezeichnet. Einstmals war der Ausdruck weih oder älter wîh sehr geläufig, ein Eigenschaftswort und bedeutete alles Verehrungswürdige und Heilige. Die wîh nachten, das waren also die heiligen Nächte.

Wie kommt es nun, dass man von mehreren heiligen Nächten spricht, wenn man unser Fest bezeichnet? Jeder denkt doch dabei nur an eine Nacht, an die, in welcher der "Erlöser" in die Welt kam: "Euch ist heute der Heiland geboren".

Dieser "Erretter" soll uns später noch gründlich beschäftigen. Bei der Benennung "Weihnachten" kann es sich, richtig genommen, nicht um die Nacht seiner Geburt handeln, sondern um die Reihe von zwölf Nächten nach der Wintersonnenwende, der dunkelsten Zeit des Jahres.

Somit erkennen wir in dem Weihnachtsfest ein Naturfest, das unsere ältesten Ahnen schon feierten, lange bevor lateinisch sprechende fremde Priester kamen und Kunde brachten von einem, der gleichzeitig Gott und Mensch war, der in die Welt gekommen sein sollte, um sie zu erlösen, der ein neues Zeitalter, ein tausendjähriges Reich herbeiführen wolle.

Dem Germanen war die Sonne, wie alles in der Natur, eine Persönlichkeit. Jedes Jahr erfüllte sich am Himmel ein Schicksal. Der Held, von dessen Erscheinen ja so viel abhängt: Keimen der Saat, Reifen der Ernte, er steigt auf und wächst, bis er zur Sommersonnenwende seine höchste Macht erreicht hat. Dann aber erfolgt der Niedergang. Der Tag wird kürzer und kürzer. Die Kraft des Gestirns nimmt ab und schliesslich ist sie so gering, dass man meinen könnte, sie sei abgestorben. Da geschieht aber das Wunder: Das Licht nimmt wieder zu. Der Gott wird gleichsam neu geboren.

So empfanden unsere Vorfahren.

Wir astronomisch gebildeten Spätlinge drücken uns nüchtern und kalt aus, indem wir sagen: Die Sonne beschreibt am 21. Dezember ihren kleinsten Tagbogen. Wir wissen, dass er dann wieder größer wird.¹ Durch die Stellung der Erde zum Mittelpunkt unseres Planetensystems ist das bedingt. Aber trotzdem feiern wir das Fest des wachsenden Lichtes, trotzdem ist die Sonne für uns der Held, denn wir verdanken ihr ja unsere Nahrung, unser Leben. Und wir soll-

ten gerade wegen der neuen mathematischen Einsicht den Sonnenlauf als ein Wunder betrachten, als das grosse Wunder der Natur. Was könnte mehr mit dem Wirken des Göttlichen vertraut machen als ein Nachdenken über dieses erhabene Geschehen, das unsere Gelehrten durch ständige Arbeit bis ins Kleinste errechnen und festzustellen suchen.

Deshalb feiern wir mit Recht die Wendepunkte des Jahres und besonders die Weihnachten, die heiligen Nächte, oder die Tage, an denen die Sonne zu Mittag am tiefsten steht. Dass man von Nächten spricht, ist nur altertümliche Ausdrucksweise, die wir beibehalten, weil sie uns lieb und teuer ist. Die alten Germanen zählten nach Wintern und Nächten, statt wie wir nach Jahren und Tagen.

So erinnert uns also das Wort "Weihnachten" ständig an diese Gepflogenheit unserer ältesten Ahnen.

Vom Rauhachtsbrauch

Zwölf Tage wurden einst festlich begangen, vom 25. Dezember bis 5. Januar. Heute feiert man meist nur den Anfang, das Ende und dazwischen den Neujahrstag. Doch davon später. Wie das Jahr zwölf Monate hat, in denen die Sonne herrscht, so gibt es nun auch zwölf Tage, an denen sie keine Macht hat. Jetzt ragt eine andere Welt in die unsere herein.

Im Norden feierte man schon in ältester Zeit das Julfest. Da wurde Friede gehalten, der Julfriede. Man unternahm kein Geschäft. Am Hofe sassen die Krieger um ihren Fürsten, versammelt in der Halle am Feuer, der Sagamann trat auf und erzählte von den Taten des Königs und früheren Helden. Man trank Bier und liess sich den Juleber schmecken.

Sinnig wissen die deutschen Sagen von den zwölf Nächten zu berichten. Frau Holle kommt dann mit ihrem Gefolge, das oft aus Kindern besteht, zu den Menschen. Im Bauernhaus wird sie bewirtet und zum Dank dafür verleiht sie dem gastlichen Anwesen Gedeihen und Segen. So in Mittel- und Norddeutschland. Der Süden kennt dafür die Percht, die milde Berchte, die der fromme Schulmeister Konrad von Dankprotzheim in seinem "Namensbüchlein" sogar unter den Heiligen aufzählt. Sie ist das gleiche gütige Wesen, das in den geweihten Tagen die Sterblichen besucht, um ihnen Glück zu bringen, wenn sie sie nicht durch unfreundliche Behandlung von sich stossen.

¹ größer wird < zunimmt, *hsl. über der Zeile; Paul*

Dass der Volksglaube diese Frau auch bisweilen mit hexenhaften, dämonischen Zügen ausstattet, das ist sicher erst kirchlichem Einfluss zuzuschreiben, der so manchen wohltätigen germanischen Gott zum Teufel gemacht hat. Frau Holle oder die Percht ist ursprünglich ein Fruchtbarkeitsgeist, der aus der Aussenwelt alles Heil zu den Menschen bringen kann. Damit bestimmt sich im wesentlichen das Brauchtum der heiligen Nächte. Es handelt sich um ein Fest, bei dem von aussenstehenden Mächten Gedeihen für die Menschenwelt erbeten wird. Das erklärt die Maskenumzüge, die ja auch zu der, Fastnacht genannten, Vorfrühlingsfeier gehören, welche den gleichen Sinn hat. Es sind heute nicht immer die zwölf Tage nach Weihnachten, an denen der Verkleidungsbrauch stattfindet. Im Pinzgau ziehen Burschen an den drei Donnerstagen von Wintersonnenwende als "Perchten" um. Im Böhmerwald beschränkt sich das Maskenwesen auf das Ende der Rauhächte, den Dreikönigsabend. Es ist die "Foast-Raunacht", die Feist-, Fett-Raunacht. An diesem Tage isst man fettes Schweinefleisch. Das deutet auch wieder auf Fruchtbarkeitswünsche hin.

Das Geniessen bestimmter Speisen spielt ja um die Weihnachtszeit überhaupt eine grosse Rolle. Da haben wir in Süddeutschland das Kletzen- oder Hutzelbrot, das aus gedörrten Birnen bereitet wird und im ganzen Gebiet unter dem Lichterbaum selten fehlt. Dann gibt es die aus Zwetschgen hergestellten Männer. An den Weihnachtsstollen, Lebkuchen, Pfefferkuchen, Honigkuchen, die Aepfel und Nüsse braucht nur erinnert zu werden. Besonders wichtig sind aber die sogenannten Gebildbrote, deren sinnbildlicher Wert uns heute meist nicht mehr geläufig ist. Trotzdem verwenden wir es viel als Baumbehang. Gewissen Formen knüpfen sich an bestimmte Gegenden. So ist die Frau mit Spinnrad in Thüringen üblich (= Frau Holle?), ein Häschen in Waldeck, ein Kater in Friesland usw.

Ganz klar wird uns die ursprüngliche Bedeutung des Weihnachtsfestes als Fruchtbarkeitsfeier aber erst, wenn wir daran denken, dass wir uns um die Zeit gerne den Karpfen, Mohnspeisen, das Marzipanschweinchen und ähnliches zu Gemüte führen. Nebenbei gesagt: Dieser Ausdruck für essen hat in dem Zusammenhang hier einen ganz besonderen Sinn. Der "Silvesterkarpfen" oder "Weihnachtskarpfen"¹ vervielfältigt den Wohlstand für den ihn Geniessenden nach der Zahl der Schuppen, die er hat. Aber auch der Roggen besitzt seinen Wert. Soviel Körnchen man zu sich nimmt, soviel Glück und Geld erhält man im kommenden Jahr. Dem entspricht auch der Mohnsamen als Heilbringer. Er ist² z. B. in Berlin, zubereitet mit Milch,

¹ Weihnachtskarpfen < Weihnachtsknüpfen, *hsl. über der Zeile; Paul*

² ist < wird, *ms.. über der Zeile; Paul*

Semmelbrocken und Rosinen, unter dem Namen "Mohnspielen" eine beliebte Neujahrsspeise. In Schlesien sagt man "Mohnklösse".

Alle diese Bräuche beobachten wir noch halb im Scherz, und wir trennen uns nicht gerne von ihnen. Am meisten gilt das von dem Schweinchen aus Schokolade oder Marzipan. Ist es doch ein Sinnbild für den Eber, das alte germanische Kulttier. Das Essen davon, das jetzt allerdings nur noch ziemlich gedankenlos geschieht, soll auch Segen verleihen. Das ist alter Volksglaube. Woher kommt nun aber all das Gute, das mit diesen festlichen Handlungen, dem Genuss der besonderen Speisen usw. verbunden ist? Davon liesse sich viel aus dem deutschen Sagenschatze berichten. Hier nur wenige Andeutungen.

Wenn man gelegentlich auf dem Lande eine alte Frau, oder einen Bauern danach¹ fragt, so kann man wohl die Antwort bekommen: "Das bringen die Unterirdischen." Nicht oft gelingt es einem allerdings überhaupt Auskunft zu erhalten. Der bodenständige Bewahrer alter Volkswisheit fürchtet ausgelacht zu werden. Mancher denkt sich etwas und sagt es nicht. Vielen ist aber der Väterglaube auch nicht mehr gegenwärtig.²

Wenn nun treues Festhalten am alten Denken und Brauch gelobt wird, so darf das nicht falsch verstanden werden. Wir wollen nicht dem Aberglauben das Wort reden, ihn pflegen oder wieder aufs Tapet bringen. Nachdem uns die Naturwissenschaft manche Erkenntnisse geliefert hat, finden¹ wir vieles anders, als es unsere Vorfahren gesehen haben. Auch an dem Bauern von heute ist die Entwicklung nicht spurlos vorübergegangen und keiner wird ihm das Wissen der Zeit vorenthalten wollen. Aber andererseits kann er wieder durch die grössere Treue, mit der er das Denken seiner Urväter besser als der Stadtmensch bewahrte, uns ein wichtiger Bundesgenosse im Kampf der Geister sein.

Hören wir nun also im Zusammenhang mit den Fruchtbarkeits- und Glückwunschbräuchen das Wort von den Unterirdischen, so ist damit ein Gedanke von grosser Erhabenheit ausgesprochen.

Wie sich die Volksphantasie das Treiben der "Unterirdischen" ausmalt, wie sie sich diese Wesen überhaupt vorstellt, davon mag man in den zahlreichen Sagen, die von ihnen handeln, nachlesen. Für uns ist das Bedeutungsvolle, dass die Unterirdischen eigentlich und ursprünglich die Geister der Ahnen sind. Dieser Glaube ist wichtig genug; denn er eröffnet uns tiefe

¹ danach, *hsl. später in den Text eingefügt; Paul*

² gegenwärtig < geläufig, *hsl. über der Zeile; Paul*

Einblicke in die Gemütsart unserer ältesten Vorfahren. Darum lohnt es sich, dabei ein wenig zu verweilen und die Erscheinung zu erklären.

Wir wollen davon ausgehen, dass die Eltern ihre Kinder lieben und mit allen Mitteln für sie sorgen. Dieser Zug ist so allgemein menschlich und natürlich, dass wir ihn ohne weiteres für die alten Germanen, ja sogar für die arisch-germanische Kulturwelt als selbstverständlich voraussetzen können. Auf ihm und der notwendigen Folge, dass auch die Kinder und sonstigen Nachkommen den Eltern entsprechend begegnen, beruht der feste Familien- und Sippenverband. – Erst durch Einflüsse, die das Christentum brachte mit der Weisung, man solle Gott mehr gehorchen als den Menschen und dem Beispiel Jesu, der seine Jünger über Mutter und Brüder stellte, wurde jene Anschauung durchbrochen. –

Trat jetzt der Fall ein, dass der Erzeuger und Schützer starb, so dachte man sich dieses Ableben nicht als ein endgültiges Verlassen seiner Sippe. An ein Weiterleben nach dem Tode glaubte man schon lange vor der christlichen Lehre. Ja man nahm an, dass der Ahnherr wie bisher weiter sorgte und seine Nachkommen hegte und pflegte, nur in einer anderen Form. Er war jetzt in einer Welt, die dem lebenden Menschen nicht so ohne weiteres zugänglich war, aber er konnte sie gelegentlich verlassen und als Wiedergänger zurückkommen. Das geschah nach dem Volksglauben oft in Zeiten der Not. Liebenswürdige Sagen erzählen auch von Müttern, die ihren Kindern durch den Tod entrissen wurden und täglich zu bestimmter Stunde erscheinen, um das Jüngste zu betreuen, während die Amme eingeschlafen war. Der tiefe Sinn dieser Erzählungen wird uns nun klar, wenn wir auch nicht mehr ihre Tatsächlichkeit annehmen.

Die Welt, in der der Verstorbene ist, und aus der er wirkt, öffnet sich aber bisweilen auch dem Lebenden, dem der sich noch "unter der Sonne" befindet. Es sei an die Berge erinnert, die sich zu Zeiten auftun, um Besucher zu empfangen. Was jedoch in unserem Zusammenhange am beachtenswertesten erscheint, ist, dass gerade die Festzeiten es sind, zu denen die Verbindung mit den Ahnen hergestellt ist. Man glaubt ja heute noch an die besonderen Fähigkeiten der Sonntagskinder. Das hängt damit zusammen. Die Fastnacht, die auch ein Fruchtbarkeitsfest ist, der erste Mai, die Sommersonnenwende (Johanni), wo die Heilpflanzen besondere Kraft haben, sind solche Tage.

¹ finden < sehen, hsl. *unter der Zeile*; Paul

Besonders aber steht das Reich der gütigen Verstorbenen in den Weihenächten offen. In diesen ist die Herrschaft der Sonne, des hellen Tages zurückgedrängt und in dem heimlichen Dämmer der Rauh Nächte kann sich leicht das Treiben der "Unterirdischen" an die Oberfläche wagen. Nun erklärt sich auch manche Handlung, die der Volksbrauch jetzt vornimmt. Es sind Ahnenopfer, an denen man gleichzeitig teilhat, um sich die Kraft, die von den Vorfahren herkommt, zuzueignen. Deshalb ist auch unser angestammtes Weihnachtsfest so recht eine Feier, die uns mit unseren Voreltern verbindet. Frau Holle oder die "milde Bercht" ist somit das Urbild der freundlichen Ahnfrau. Sie ist die Hausmutter, die Trägheit und Ungehorsam bestraft und Fleiss belohnt. Die Schneeflocken sind die herumfliegenden Federn ihrer Betten, die sie kräftig schüttelt.

Aus der andern Welt kommt aber nicht nur Glück und Gedeihen, sondern man weiss dort auch mehr, vor allem ist bekannt, was die Zukunft bringt. Deshalb sind die Rauh Nächte Lostage. Wenigstens sieht man die Neujahrsnacht oder den Dreikönigsabend noch von dieser Seite an. Aber der Landmann, dem ja die Frage am Herzen liegt, wie das Wetter im kommenden Jahre wird, weiss sich alle zwölf nutzbar zu machen: Jeder Tag bedeutet einen Monat. Wie die Witterung am ersten ist, so ist sie im Januar. Der zweite gibt dies des Februar an und so weiter.

Das ist ein kleiner Ausschnitt aus dem unendlich reichen Brauchtum, das die Weihnachtszeit so anziehend und heimlich macht. Nun dürfen wir aber nicht vergessen, dass unser Fest auch eine Lichtfeier ist, dass der im Sommer so kraftvolle Sonnenheld nun zwar schwach geworden ist, aber beginnt, neue Stärke zu erwerben. Man kann auch sagen, er sei gestorben und werde jetzt wiedergeboren. Er erscheint in der Weihnachtszeit gleichsam als Kindchen, das aufgepäppelt werden muss, und der Mensch wird nun alles tun, um ihm zu helfen, soweit das in seiner Macht steht. Das erklärt wieder eine Fülle von Bräuchen, unter anderem die Sonnwendfeier und vor allem unseren Lichterbaum. Aber wir wollen erst einmal beim Sonnenkindlein verweilen. Wem fällt dabei nicht überhaupt das Christkindl ein? Und mancher wird sich schon gewundert haben, dass es nicht an den Anfang der Betrachtung gestellt wurde.

Zwei Gründe sprechen gegen eine solche Berücksichtigung des Jesusknaben. Erstens gab es bei den Germanen eine Weihnachtsfeier schon lange bevor sie mit dem Christentum bekannt wurden. Zweitens sucht man in der ganzen Bibel vergeblich nach einer Stelle, in der gesagt wird, die schöne Geburtsgeschichte Christi sei in die Mittwinterzeit zu verlegen. Erst die Missionare, die das "Evangelium" im Abendland zu verbreiten suchten, deuteten den "Erlöser" auf den Sonnenhelden um. Da passte dann die Geburtserzählung vortrefflich für die Winterson-

nenwende und ist seitdem unsere Weihnachtsgeschichte. Das Kind in der Krippe wurde der jungen Sonne gleichgesetzt. Dadurch erleichterten sich die christlichen Priester ihren Erfolg ganz bedeutend, benutzten sie doch eine Anschauung, die dem Germanen seit langem geläufig war.

Man muss nun aber auch nicht denken, dass die Missionare mit diesem Ausweg etwas völlig Neues in das Christentum gebracht hätten. In die Lehre waren schon früh vielerlei Meinungen hineingeflossen. So finden sich auch im "Neuen Testament" Ansätze zu einer Verknüpfung des Erlöser-Gottes mit dem Sonnenhelden. Und zwar waren diese sogar ziemlich nahe verwandt mit unserer germanischen Ansicht, denn sie haben den gleichen Ursprung.

Wie ist das nun möglich? Um darauf Antwort zu geben, muss ich etwas weiter in die Vergangenheit greifen.

Sonnenheld und Erlöser

Schon seit den ältesten Zeiten betrachtete der Germane sinnend den Jahreslauf. Er stellte den Höhepunkt der Sonne fest und deren tiefsten Stand, mit Sturm, Kälte und Finsternis verbunden. Da war es ganz natürlich, dass man sich auch die Frage vorlegte: "Was wird nun, wenn die Sonne nicht wieder heraufkommt?" Besonders kalte Winter und lange dauernde Bewölkung gerade um die Sonnenwende mussten vor allem darauf hinlenken.

Wir können uns leicht vorstellen, wie sich die Fantasie solchen Zustand ausmalte. Es war einfach das Ende. Jahrelanger Winter wäre ebenso schlimm, wie wenn die Welt mit Feuer verbrannt würde. In der Edda des Snorri Sturluson ist beides beschrieben: der "Fimbul-Winter" steht neben dem Weltbrand. Es ist anzunehmen, dass solche Mythen vom Untergang, die sich auf der ganzen Erde verbreitet finden, in der arisch-germanischen Welt entstanden sind. Wir stellen sie vornehmlich in der indoarischen, der iranischen, der griechischen und germanischen Ueberlieferung fest und zwar in Formen, die hohe Altertümlichkeit gewährleisten. Es konnte nicht fehlen, dass sie auch zu fremden Völkern wanderten. So haben semitische Erzähler schon früh die Geschichten vom Weltuntergang nachgesprochen; aber man sieht bei ihnen aus der gänzlich verkehrten Auffassung gewisser Einzelheiten, wo der eigentliche Ursprung zu finden ist.

Bei fast allen Indogermanen bildete sich auf Grund der Untergangssagen eine Lehre aus, die uns heute noch ganz vertraut¹ sein könnte, wenn man sie nicht schon längst missverstanden hätte. Es ist die Auffassung von den Weltzeiten. Diese konnte etwa folgendermassen entstehen: Man gab zu, dass diese Erde eines Tages untergehen könne. Naturkatastrophen aller Art, besonders harte Winter, Ueberschwemmungen u. dgl. nährten den Glauben. Aber wiederum mochte man sich einen völligen Untergang nicht vorstellen. Auserwählte überstehen das Weltende, gelangen in eine neue Zeit und gründen ein Geschlecht, das nun in jeder Beziehung geläutert und vervollkommnet ist. So lösen ganze Zeiträume einander ab. Entstehen und Vergehen folgen nach dieser Ansicht beinahe so regelmässig wie Sommer und Winter im Jahreslauf, nur dass die dazwischen liegenden Epochen so unendlich lang sind, dass sie dem Einzelnen unüberblickbar erscheinen.² Erst besonders Einsichtige, auserwählte Lieblinge der Götter, erhalten Kenntnis davon. Sie erfahren auch, wann so ein Untergang stattfindet und sind diejenigen, die mit ihrem Anhang gerettet werden. Eine Weltzeit wurde von den Griechen Aion (Aeon) genannt.

Als die Juden in der sogenannten babylonischen Gefangenschaft waren, wurden auch sie mit dieser Lehre bekannt, die wir³ besonders bei den Iraniern ausgebildet finden. Als sie dann ihre heilige Schrift abfassten, die uns unter dem Namen "Das alte Testament" vorliegt,⁴ nahmen sie auch entsprechende Mythen auf. So kam die Erzählung von der Sintflut in ihr Geschichtsbuch. Auch der Bericht vom Auszug der Kinder Israels aus Aegypten trägt Züge von Weltuntergangssagen. Das alles entlehnten sie aus arischer Ueberlieferung.

Nun gab es aber auch im Zusammenhang damit eine Lehre vom Erlöser, das heisst von einer einst erscheinenden Persönlichkeit, die einen Teil der Menschen während und nach der Katastrophe in die neue Welt hinüberretten sollte. Schon in vergangenen Zeiten waren, so erzählte man, solche Führer aufgetreten, die zugleich Gesetzgeber waren. Man sprach in Iran von einem Yima und Zarathustra. Bei den Indoariern war es Manu, der aus der Sintflut gerettet wurde. Die Juden nannten in ihrer entlehnten Sage vom früheren Weltuntergang den Schöpfer der neuen Zeit Noah. Aber darüber hinaus spielt die Anschauung vom Zukunftshelden bei den Israeliten eine grosse Rolle. Sein Vorbild ist Moses. Aus Iran bekamen sie ferner die Idee vom Weltreich, und sie behaupteten, dieses sei ihnen von Gott verheissen worden. So verband sich

¹ vertraut < geläufig, *hsl. über der Zeile; Paul*

² erscheinen < sind, *hsl. über der Zeile; Paul*

³ wir, *nachträglich ms. über der Zeile; Paul*

⁴ vorliegt < bekannt ist, *hsl. über der Zeile; Paul*

mit der Weltzeitenlehre die Absicht einer künftigen Herrschaft. Der Held, der diese einst aufrichten sollte, war der König oder Gesalbte, auf hebräisch Messias, auf griechisch Christos.

Zur Zeit des römischen Kaisers Oktavianus, der sich selbst Augustus, der Erhabene, nannte, glaubte man, das Ende der Welt sei gekommen. Es fragte sich nur "wer wird der Führer in den neuen zu erwartenden Aeon?" Die einen hielten den Kaiser selbst dafür. Hatte dieser doch bedeutende Ansätze gemacht, der Welt den Frieden zu bringen. In Rom stand an der Nordseite des Forums der Janus-Geminus-Tempel und dieser wurde geschlossen, wenn vom Reiche kein Krieg geführt wurde. Nur einmal war es möglich geworden, diese sinnbildliche Handlung auszuführen. Das war im Jahre 235 v. Zw. nach dem sardischen und ligurischen Kriege, und noch im gleichen Jahr mussten die Pforten wieder geöffnet werden. Rom war also ständig in Feindseligkeiten verwickelt. Jetzt aber in der Regierungszeit des Augustus war der Tempel dreimal geschlossen worden. Sollte Oktavian vielleicht der verheissene Friedensfürst sein?

So wurde noch mancher als Held der neuen Welt angesehen. Um jeden schloss sich eine Gemeinde von Leuten, die da hofften, gerade durch diesen vom Verderben gerettet zu werden. Unter anderen war es auch der Nazarener Jesus, um den sich eine kleine¹ Schar Gläubiger bildete, die ihn für den Aeonhelden und Christos hielt. Mehrere Schriften, die von ihm handeln, sind erhalten geblieben und uns unter dem Namen "Das neue Testament" bekannt.

Sie zeigen vor allem, wie sehr man sich bemühte, Beweise dafür zu finden, dass Jesus der versprochene Erlöser sein müsse. So beriefen sich die einen, die jüdisch eingestellt waren, auf das alte Testament. Andere zogen Geschichten heran, die aus der arischen Kulturwelt stammten. Auf diese Weise kam die ganze sagenhafte Geburt- und Kindheits Erzählung zustande, die ihren Ursprung nicht verleugnen kann, schon dadurch, dass sie wohl für uns das anziehendste der ganzen Bibel ist. Uebrigens findet sich ähnliches bei den Indern als Jugendgeschichte des Buddha.

Hier haben wir nun das Kindlein in der Krippe und die Engel, von denen der eine, der "Bote des Herrn" von der Klarheit oder Herrlichkeit Gottes umleuchtet ist. Diesen Glanz finden wir aber auch in der ältesten iranischen Quelle, dem Awesta. Er heisst dort Chwarnach. Noch eins deutet auf arischen Ursprung der Kindheitsgeschichte des Erlösers: Bei Matthäus kommen die Magier vor, um dem Knaben zu huldigen. Das sind aber persische Priester. Erst spätere Legende hat sie nach einer alttestamentlichen Stelle zu Königen gemacht.

¹ kleine < gläubige, *ms.* über der Zeile; Paul

Wie steht es nun aber mit jener Klarheit Gottes, dem Chwarnach? Es ist nichts anderes als der Sonnenglanz, die "Herrlichkeit" des Sonnenhelden, die auch den Boten des Himmels, ja selbst gewissen Menschen verliehen wird. Sie umstrahlt die "Heiligen" als "Nimbus". Damit besteht aber die Verbindung von Sonnenheld und "Erlöser". Man kann sie schon in den ältesten Quellen feststellen. Deshalb war es den Missionaren in Deutschland nicht schwer, den Germanen einzureden, der junge Sonnengott, der um Mittwinter neu geboren wird, sei einst im fernen Osten in menschlicher Gestalt erschienen und als Erlöser der ganzen Menschheit aufgetreten. Auch dieser Gedanke lag dem Deutschen nicht allzu fern. Die Sonne rettete ja in jedem Jahre die Natur und den Menschen von den Unbilden des Winters. Auch bei möglichen Katastrophen und "Weltuntergängen" war das allein von ihr zu erhoffen.

Im Laufe der Zeit trat nun der Heiland als Sonnenheld immer mehr in den Hintergrund. Die Erlösung wurde als ein Retten aus der Macht der "Sünde" gedeutet. Das "neue Reich" der einstigen Weltzeitemvorstellung gab den Anlass zum Glauben an ein Weiterleben nach dem Tode mit dem Lock- und Schreckmittel von Himmel und Hölle, das in den Händen einer machthungrigen Kirche, wie wir alle nur zu gut wissen, ein bequemes Werkzeug wurde für die Lenkung der Gemüter nach ihrem Willen.

Gleichzeitig damit brachte diese Entwicklung eine bedenkliche Abkehr von der naturhaften Erfassung des gesamten Geschehens um uns. Diese musste erst langsam wieder erobert werden. Nur eins hat sich der Deutsche nie nehmen lassen, Weihnachten als Sonnenfest zu feiern, und unser Sinnbild dafür ist

der Lichterbaum.

Dieser bezeugt, dass das Heilighalten¹ der "zwölf¹ Nächte" dem neuen Lichte gilt und immer gegolten hat. Aber, wird da mancher einwenden, den Weihnachtsbaum gibt es doch noch nicht so lange. Das älteste Zeugnis für den mit Kerzen geschmückten "Buchs", wie man in der Rheinpfalz sagt, stammt aus dem Jahre 1708. Ein Brief der Liselotte erwähnt ihn. Seitdem erst werden die Nachrichten darüber zahlreicher. Unter den Gewährsmännern befinden sich Persönlichkeiten wie Goethe (1774), Schiller (1789), Jung-Stilling (1793) und Johann Peter Hebel (1805). Man hat sich nun den Kopf zerbrochen, woher eigentlich dieser Brauch auf einmal gekommen ist. Die einen behaupteten, der "Christbaum" sei ursprünglich der Lebensbaum des Paradieses. Im Mittelalter wurden liturgische Spiele aufgeführt, die einer andächtigen Menge

¹ Heilighalten, *hsl. an frei gehaltener Leerstelle eingefügt; Paul*

den "Sündenfall der ersten Menschen" vorstellten. Daraus soll sich dann der Baum nach und nach losgemacht und als ein Festschmuck in die Familie begeben haben.

Diese Vermutung, zu deren Stütze sich kein weiterer Beweis erbringen lässt, hat wenig für sich. Vor allem müsste erst der Ursprung der Paradies-Spiele gründlich geklärt werden. Es dürfte sich dabei manches sehr Fesselnde herausstellen; denn die bekannte alttestamentliche Geschichte war nicht die einzige Veranlassung sie aufzuführen. Sie wurzeln eigentlich in germanischen Kulturen. Zudem hat es mit dem Lebensbaum des Paradieses noch eine eigene Bewandnis. Man darf nicht denken, die Juden seien zuerst auf ihn gekommen. Doch genaueres Eingehen würde hier zu weit gehen.² Das soll in einem besonderen Heft gebracht werden.

Für die Frage nach der Entstehung des Lichterbaumes haben diese Darstellungen nur mittelbar eine Bedeutung.

Andere Gelehrte,³ und zwar diejenigen, die behaupten, unsere germanischen Vorfahren seien in Dämonenfurcht untergegangen, nahmen an, man habe zur Zeit der zwölf Nächte immer grüne Zweige oder ganze Bäume in die Häuser und Ställe gebracht, um die bösen Geister zu vertreiben. Zunächst sei ein einfacher "Grünzweig" an der Zimmerdecke aufgehängt worden, dann sei man dazu übergegangen,⁴ als "Gespensterscheuche" einen ganzen Baum anzubringen, der schliesslich aufgestellt und mit Lichtern versehen wurde. Zwar kennen wir Darstellungen, welche die Tanne zeigen, wie sie vom Deckengebälk herabbaumelt,⁵ aber so einfach ist nun die Sache deshalb doch nicht. Erstens haben wir ja oben gesehen, dass es mit dem Dämonenglauben der Germanen nicht so recht stimmt. Zweitens ist noch ein weiter Weg vom Zweig, den wir auch heute noch in mancherlei Formen kennen, zum lichterbesteckten Nadelbaum.

Zugegeben sei, dass die Art und Weise, wie wir heute mittels des Lichterbaumes Weihnachten feiern, nicht alt ist. Aber man kennt⁶ noch andere Gegenstände mittwinterlichen Festschmuckes,⁷ die vielleicht sogar höheren sinnbildlichen Wert haben: den Kranz, die Pyramide u. dgl.

¹ zwölf < heiligen, *hsl. über der Zeile; Paul*

² gehen < führen, *hsl. über der Zeile; Paul*

³ Gelehrte, *hsl. über der Zeile eingefügt; Paul*

⁴ übergegangen < fortgeschritten, *hsl. über der Zeile; Paul*

⁵ vom Deckengebälk herabbaumelt < am D. angebracht ist, *hsl. über der Zeile; Paul*

⁶ man kennt < es hat, *hsl. über der Zeile; Paul*

⁷ ursprünglich folgte auf Festschmuckes: gegeben, *hsl. durchstrichen; Paul*

m. Sie werden auch heutzutage geschätzt und stellenweise dem Baum vorgezogen. Die Hauptsache ist aber in jedem Falle das Licht. Und dieser Verbindung von symbolischem Kultgerät mit Beleuchtung durch freies Feuer ist ganz sicher ein sehr hohes Alter zuzuschreiben. Warum haben wir aber keine schriftlichen Nachrichten davon, die über das siebzehnte Jahrhundert zurückgehen?

Die alten Bräuche waren nicht in den Kreisen der Schreibenden heimisch, sondern beim deutschen Bauern. Diesem lag garnichts daran, dass sie an die Öffentlichkeit kamen, denn sie wurden ja von den Geistlichen der Kirche unterdrückt und verfolgt. Erst als die geistige Freiheit sich in Deutschland nach und nach durchsetzte, als nach Luthers Reformation die Philosophie vom Gängelbände des Christentums loskam, da wagten sich jene Ueberlieferungen erst an die Oberfläche und ergriffen ausser der bäuerlichen jetzt auch die bürgerliche Welt. Freilich gab es da noch manche Schwierigkeiten. Die Priester, auch die protestantischen hatten natürlicherweise nach wie vor etwas dagegen, und die Wissenschaft war zu vornehm, um sich mit diesen "abergläubischen Dingen" zu befassen. So wurden die Weihnachtsbräuche als Kindergetändel erklärt. In den Jahren 1642-46 erschien ein umfangreiches Werk des Theologen und Predigers Johann Konrad Dannhauer am Strassburger Münster. Darin heisst es:

"Unter anderen Lappalien, damit man die alte Weihnachtszeit oft mehr als mit Gottes Wort begeht, ist auch der Weihnacht- oder Tannenbaum, den man zu Hause aufrichtet, denselben mit Puppen und Zucker behängt und ihn hernach schüttelt und abblumen lässt. Wo die Gewohnheit herkommen, weiss ich nicht; ist ein Kinderspiel ... viel besser wäre es, man weihte die Kinder auf den geistlichen Cedernbaum Jesum Christum."

Der Ausweg, den die Entwicklung hier nahm, war ein rechtes Glück. Auch sonst flüchtete sich das Brauchtum in die Kinderwelt. - Es ist an Lieder und Spiele zu erinnern. -

Man muss wohl sagen, dass die Vorsehung, wie hier, immer die rechte Bahn einschlägt, unbeachtet von denen, die vorgeblich ihre Werkzeuge sind und sich in Wirklichkeit ihr entgegenstellen; denn Ahnen und Nachkommen gehören zusammen, und diese finden zu jenen hin trotz aller Widerstände.

In Dannhausers Erguss ist schon die Tanne erwähnt, und es ist anzunehmen, dass sie oder sonst ein immergrüner Baum in früheren Zeiten als Festschmuck eine Rolle spielte, obwohl Zeugnisse fehlen.

Wir müssen bedenken: Der Baum ist das rechte Kernstück des altdeutschen und darüber hinaus des arisch-germanischen Mythos und Kultes. Die indoarische und iranische Ueberlieferung weiss viel davon zu erzählen und vor allem unsere germanische Tradition in Sage und Märchen. Erinnert sei an den Weltbaum der Edda:

Eine Esche weiss ich,	Von dort kommt der Tau,
sie heisst Yggdrasil,	der in Täler fällt,
Die hohe, umhüllt	Immergrün steht sie
von hellem Nebel;	am Urdbrunnen.

(Uebersetzung von Genzmer).

Vertrauter noch ist uns der Wunschbaum in der wohlbekannteren Geschichte vom Aschenbrödel, der mit der Formel

Bäumchen rüttel dich und schüttel dich!

Wirf Gold und Silber über mich!

angerufen wird.

Solch schenkender Baum ist nun auch unsere Lichtertanne. Sie passt somit gut in die Wunschzeit der zwölf Nächte. Wenn auch die Form, wie wir sie heutzutage aufstellen, nicht immer gegolten hat, aus ihr spricht ein Brauch und ein Glaube zu uns, dem in urältesten Zeiten schon unsere Altvorderen Erhebung und Hoffnung verdankten.